



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Boddenhusen, Rolph: Der Unentbehrliche : Humoreske

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Notstande abzuhelpen, welcher heute schon einzelne Zweige unserer Industrie bedroht, andere zu bedrohen anfängt. In engem Zusammenhang mit der Erweiterung der Absatzmärkte in unseren Kolonien und mit dem Bezug von Rohprodukten steht das großzügige, vorhin bereits von mir erwähnte Bahnprogramm meines Vorgängers, welches weiter fortgeführt werden soll und muß. Eine Reihe von Vorschlägen zur Hebung der tropischen und subtropischen Landwirtschaft, welche Ihnen im Etat 1911 vorgelegt werden, soll im Endziel demselben Zweck dienen. Es wird Ihnen noch vor der Budgetkommission eine umfangreiche Baumwolldenkschrift vorgelegt werden, durch welche untersucht werden soll, wie der augenblicklichen Baumwollnot abgeholfen werden kann“

Nach den Gutachten namhafter Kolonialautoritäten werden wir in etwa 60 Jahren in dem Bezuge von Rohbaumwolle von den Vereinigten Staaten unabhängig sein, und nach Berechnungen von Warburg werden nach Einführung geeigneter Methoden — zumal wenn allgemein an Stelle des primitiven Betriebes der Eingeborenen europäische Plantagenwirtschaft mit maschinellem Großbetrieb eingerichtet sein wird — unsere Kolonien bis zu 2½ Millionen Ballen liefern können, also mehr, als zurzeit der gesamte deutsche Verbrauch beträgt.



Der Unentbehrliche

Humoreske von Rolf Boddenhusen



Ich bin meiner engeren Heimat im mittleren Weichselgebiet eigentlich recht entfremdet. Woran das liegt, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wer den größeren Teil der Schuld trägt — die Heimat oder ich. Wichtig bewußt ist mir eigentlich nur, daß ich mich allmählich daran gewöhnt habe, das Sauerkraut nicht in die Erbsensuppe zu mengen, sondern, wenn nötig, für sich zu genießen; auch ist mir der Sinn verloren gegangen für die brennende Wichtigkeit der Frage, ob Nikolaus Kopernikus sich mit C oder K, mit einem oder zwei p schreibt — wovon die Gelehrten meiner Heimatprovinz es abhängig machen, ob die Erde auf deutsch oder auf polnisch sich um die Sonne dreht.

Dennoch ist mir alles wichtig und interessant, was von dorthier kommt. In ihrem jüngsten Briefe schrieb mir meine Mutter unter vielem andern, daß Jan Witogki gestorben sei.

Weiß der liebe Himmel, wie das Gedächtnis leidet in zwanzig Jahren! Stundenlang habe ich mir den Kopf zerbrochen und nicht darauf kommen können, wer Jan Witogki ist. Dabei war mir der Name so bekannt und geläufig wie nur irgendeiner . . .

Endlich!

Der Briefträger kam zur zweiten Bestellung. Ich brauchte einige Marken, und da der Mann die gewünschten Postwertzeichen nicht in seiner großen schwarzen Ledermappe, sondern mit einiger Umständlichkeit der inneren Brusttasche seines Uniformrockes entnahm, wußte ich endlich, wer Jan Witokfi war.

Nun stand er lebendig und lebhaftig vor mir, wie ich ihn als Junge gekannt. Ich sehe ihn vor der Tür des väterlichen Gutshauses: die Dienstmütze im Genick und die stählerne, um den Kopf mit einer Schnur befestigte Brille auf die äußerste Nasenspitze gerückt.

Gleich am ersten Tage, wenn ich auf Ferien zu Hause war, mußte ich ihm meine Zensur vorlegen — und das war mir unter Umständen peinlicher als die erste Durchsicht des Dokuments durch meinen Vater. Herr Witokfi war viel schwerer zufrieden zu stellen. Bei jeder minderen Note warf er mir über Papier und Nase hinweg einen grimmigen Blick zu.

„Und mit einem solchen Zeugnis willst du Briefträger werden, du Luntruß!? Wo du in Religion bloß ‚ausreichend‘ und im schriftlichen Latein ‚mangelhaft‘ hast? Was denkst du dir denn eigentlich, mein Sohn, wo das hin soll, he? Damit kannst du ja nicht einmal Geistlicher werden! Hier nimm deinen Wisch und schere dich, daß ich dir nicht noch die Zacke vollhaue! Nach Raczewko kommst du heute nicht mit —“

„Aber, Herr Witokfi — —“

„Stille bist du!“ schnauzte der Alte, indem er mit der Rechten unzweideutig ausholte. „So einen faulen Vorbaß werde ich nach Raczewko mitnehmen! Daß mich die Leute auslachen, nicht wahr? Und Briefträger will er werden! Bestelle deinem Vater, daß er mir leid tut — und das Erntefest möchte er auf Montag verschieben. Am Sonnabend ist ein katholischer Christ kein Fleisch, und außerdem bin ich am Sonnabend zur Kindtaufe bei Soleskis in Grodno. Wirst du das bestellen?“

„Sawohl. Aber könnte ich nicht doch vielleicht nach Raczewko —?“

„So komm denn schon, du Schlumpz,“ knurrte er nach einigem Zögern. „Aber daß du mich nicht ansprichst unterwegs, und wenn Leute kommen, dann gehst du beiseite, als wenn du nicht zu mir gehörst.“

Ich trottete schweigend und bedrückt mit. Um so mehr aber sprach Herr Witokfi. Erst noch grollend, dann immer wohlwollender redete er mir ins Gewissen.

„Sieh mal, mein Sohn, du mußt dir immer vor Augen halten, daß es nicht so einfach ist, Briefträger zu werden. Damit, daß man den Leuten einen Brief oder eine Zeitung bringt, damit ist es nicht gemacht. Dazu brauchtest du dir nur von deiner Frau sechs oder acht Taschen in das Rockfutter nähen zu lassen — für jedes Dorf eine, und fertig ist die Geschichte. Wie willst du aber einem kranken Schwein den Rotlauf besprechen, wenn du nichts gelernt hast, he? Stell dir das doch mal richtig vor! Und glaubst du, daß es so leicht ist, einem Manne wie dem Nepomucen Glomba in Siedlec eine dritte Hypothek auf seinen verschuldeten Hof zu besorgen? Vorgestern habe ich deiner Schwester einen Zahn gezogen. Sage mir, wie ich das wohl hätte machen können, wenn ich nichts von den Zähnen gelernt hätte! Und das wirst du nie lernen, wenn du in der Religion nur ‚ausreichend‘ und im schriftlichen Lateinischen gar ‚mangelhaft‘ hast. Wie du mich hier siehst — — — In Ewigkeit Amen“ erwiderte er den Gruß eines dahersahrenden Bauern, indem er sich unterbrach und sich diesem zuwandte. „Geda, Stasiu, du fährst in die Stadt?“

„Ganz recht, Panie Witokfi. Ich will zehn Sad Hafer verkaufen.“

„Das sieht dir ähnlich. Ich habe dir doch abgeraten, nicht wahr? Im vorigen Jahre hast du im Winter zukaufen müssen. Ist denn der lahme Fuchs wieder gesund? Und mich dünkt, du bist nicht rasiert, Stasiu —?“

„Nein. Ich erwartete Euch gestern nachmittag.“

„Nun höre bloß, Jung, wie der Mensch daherredet! Als ob er nicht wüßte, daß die Pleß beim Antony Grieb gefalbt hat. Da sollte ich wohl nach Raczewko kommen und den hochmögenden Herrn Stanislaus Wilsner rasieren. Was ihr für einen Begriff habt von einem Beamten! So komm doch runter von deiner Karre, du Hundeseele! Was wartest du noch?“

Während der Bauer schwerfällig vom Wagen stieg und sich auf einen Haufen geschlagener Chausseesteine niederließ, knöpfte Jan Witokfi seinen Uniformrock auf und entnahm einer der eingenähten zehn Taschen ein Rasiermesser, eine Blechdose und ein Tuch.

„Also, welcher Klasse willst du rasiert sein?“

„Für fünf Pfennige. Ich habe wenig Geld heute.“

„Natürlich! Wenig Geld! Damit du in der Stadt einen Schnaps mehr trinken kannst,“ höhnte der Alte, indem er das Besteck wegpakte und aus einer andern Tasche ein älteres Messer und ein Tuch hervorholte, dessen Farbe nicht mehr zu bestimmen war. „Also die zweite Klasse. Da mußt du aber sehr stillhalten, Stasiu. Ich habe zwar erst gestern Reichdörner damit geschnitten, aber es dünkt mich, als wenn das Messer der zweiten Klasse an der oberen Kante ein wenig hackig ist. Also deinem Fuchs geht es wieder gut — das ist mir lieb zu hören. Umschläge mit zerquetschtem Wickenkraut und es gibt keinen Spat mehr auf der Welt. Wann ist doch die Hochzeit deiner Schwester?“

„Am Zweiundzwanzigsten“, stöhnte der Bauer unter dem Messer mit schmerzverzerrtem Gesicht.

„Ei, sieh mal! In einem Zweiundzwanzigsten ist sie auch geboren. Im Juni, nicht wahr? Ich weiß es wie heute. Ich hatte einen dienstfreien Tag und konnte schon am Vormittag hinauskommen. Wir haben lästerlich viel getrunken damals. Dein Vater war auch nicht so ein Gnieffe wie du; er ließ was draufgehen bei solchen Gelegenheiten. Also am Zweiundzwanzigsten ist die Hochzeit? Mich dünkt aber, es wäre besser gewesen, erst das Kleine abzuwarten; denn — —“

Jan Witokfi unterbrach das Schrapen und seine Rede und musterte mich mit einem strengen, mißbilligenden Blick.

„Wie der Vorbaß wieder Maulaffen feilhält und zuhört! Hier faß mal in die fünfte Tasche links — — in die fünfte, du Esel! So — das sind drei Briefe nach Raczewko; zwei für den Schulzen und einer für den Rätner Sklew — wieder ein Zahlungsbefehl natürlich; es geht ihm schlecht, dem Marcyu Sklew, seit er sich mit den Geschwistern hat auseinandersetzen müssen. Die Briefe kannst du voraustragen, ich komme nach. Aber bilde dir nicht ein, daß du schon das Zeug hast, ein Briefträger zu werden! Denke dir, Stasiu, der Bengel hat in der Religion nur ‚ausreichend‘ und im — —“

Den Rest hörte ich nicht mehr, da ich beschämt und zornig davonlief.

Eigentlich hatte ich damals schon nicht mehr die Absicht, Briefträger zu werden. Aber nicht um die Welt hätte ich mich getraut, dem Herrn Witokfi das mit-

zuteilen. Nie mehr hätte er mich mitgenommen, und der Umgang mit der bekanntesten Persönlichkeit des Kreises wäre mir überhaupt abgeschnitten gewesen.

In den Ortschaften seines Bestellbezirks gab es kaum eine Lebensbetätigung, die ohne Jan Witokfi denkbar gewesen wäre. War er verhindert, so wurden Kindtaufen abbestellt und Hochzeiten hinausgeschoben. Wer nach Amerika auswandern wollte, holte den Rat des Herrn Witokfi ein, und bei Grenzstreitigkeiten war er die entscheidende Instanz. Er kannte alle, er wußte alles und machte alles. Er diente zur Messe und spielte zum Tanz auf; beim Schweineschlachten war er ebenso unentbehrlich wie als Festredner; auch hatte er schon kränkliche Dorfschullehrer vertreten und — die Bezirkshebamme.

Diese vielseitige Betätigung im Dienste des Gemeinwohls brachte es natürlich mit sich, daß die Bestellsänge nicht mit der wünschenswerten Pünktlichkeit ausgeführt wurden. Wenn er nicht annahm, daß die Briefe äußerst Wichtiges enthielten, trug er sie zwei Tage und länger in der betreffenden Tasche seines Rockfutters.

Natürlich dachte kein Mensch daran, sich zu beschweren, denn Jan Witokfi war gefährlich in seinem Zorn. Der Schulze von Miasta, der den Alten einmal einen Narren und einen Schwäger gescholten hatte, mußte nach zwei Tagen feststellen, daß sein Viehstand von der Maul- und Klauenseuche befallen war. Erst nach vielen guten Worten schaffte Jan Witokfi das nötige Weihwasser zur Stelle, und vor der Beschwörung wies er mit Nachdruck darauf hin, daß mit dieser bösen Krankheit gemeinhin nur die Ställe solcher Leute befallen werden, die sich irgendwie mit dem Maule versündigt haben.

Schließlich mußte doch wohl etwas nach oben hin bekannt geworden sein, denn eines Tages reiste aus der Provinzialhauptstadt ein höherer Postbeamter an, der sich Herrn Witokfi vorknöpfte und ihm sehr eindringlich nahelegte, daß die Pflichten eines Reichsbeamten unter der weitherzigen Auffassung allgemeiner Menschenpflichten nicht leiden dürften. Es sei ihm unverwehrt, sich so viel Taschen in das Rockfutter einnähen zu lassen, als ihm irgend beliebt, die amtlichen Posttaschen aber seien in der amtlich vorgeschriebenen schwarzen Ledertasche zu tragen; auch seien fortan pünktlich um 8 Uhr 15 morgens und um 2 Uhr nachmittags die Bestellsänge anzutreten.

Der Alte stand wie vom Donner gerührt. Die Stahlbrille auf seiner Tomaten-nase zitterte, und die kleinen, in tiefen Tränensäcken schwimmenden Augen blickten leblos wie Knöpfe auf den hohen Vorgesetzten. Erst ganz allmählich löste sich der starre Schreck. Er neigte den Kopf auf die rechte Schulter und sagte zwischen Vertraulichkeit und Mißbilligung:

„Aber der wohlgeborene Herr Postinspektor sind nicht rasiert, wie ich sehe —“

„Allerdings,“ erwiderte der Beamte lächelnd, indem er sein Kinn rieb, „ich bin seit vorgestern unterwegs.“ Und da er dem Alten ein Pflaster auf die Wunde legen wollte, fügte er hinzu: „Es wäre sehr nett, wenn Sie mich von Ihrer Kunst profitieren ließen, Witokfi. Ich sehe natürlich voraus, daß Sie mir nicht den Hals abschneiden.“

„Aber hochmögender Herr Postinspektor —!“ schmunzelte der Alte, den Kopf schüttelnd.

Gleich darauf war er mit der ersten Klasse seines Rasierzeugs im Gange — und er hatte dem Vorgesetzten gerade die eine Hälfte des Gesichtes kunstgerecht abgeschabt, als die Uhr im Dienstzimmer schlug.

Jan Witokfi sah sich bedächtig nach derselben um. Dann schlenkerte er das Rasiermesser ab, säuberte es an dem Ärmel seines Uniformrocks und nahm dem Verdugten die Serviette vom Halse.

„Aber, mein Lieber, so machen Sie doch weiter!“ rief der Beamte.

„Das darf ich nicht, wohlgeborener Herr Postinspektor. Nach neueren Bestimmungen muß ich Punkt 2 Uhr meinen Bestellgang antreten — und es hat eben geschlagen.“

Damit warf er die verhaßte Ledertasche über die Schulter und verließ das Dienstzimmer. Der Postinspektor bekam die andere Hälfte seines Antlitzes erst abends in der Stadt gesäubert.

Jetzt ist Jan Witokfi gestorben. Was es da oben auch zu tun geben mag — ich setze das Vertrauen in ihn, daß er sich auch dort unentbehrlich machen wird.



Clara Viebig

Von Victor Klemperer=Oranienburg



Es ist immerfort die Rede von der besonderen Subjektivität der Frauen; eine größere Objektivität aber, als sie zwei gegenwärtigen deutschen Dichterinnen eignet, scheint kaum denkbar. Zwar die Objektivität Ricarda Huch's ließe sich wohl in Zweifel ziehen, weil sich in dieser Dichterin zwei Geistesströmungen unaufhörlich bekämpfen, weil die klassisch, wissenschaftlich und historisch Gerichtete zugleich leidenschaftlich an romantische Willkür hingegeben ist und bisweilen das Sachlichste mit bunter Romantik schmückt, um dann aber auch wieder inmitten kapriziösester Phantasiegebilde ihr durchaus objektives Denken zu bewahren. Dagegen ist Clara Viebig so ganz auf das Objektive gestellt, daß sie im Subjektiven geradezu versagt.

Ihre ersten Romane, die sozusagen innerliche Autobiographien sind, entbehren des eigenen Gepräges, bringen kaum etwas anderes, als was in den neunziger Jahren hundertmal beschrieben wurde. Die Heldin der „Rheinlandstöchter“ und der „Dilettanten des Lebens“ ist das moderne Mädchen schlechthin mit seiner Sehnsucht nach Befreiung aus den Fesseln der Schicklichkeit und Gesellschaftsmoral, seinem Leben-, Lieben-, Individuellseinwollen. Die Lebensdilettantin unterscheidet sich von der Rheinlandstochter nur dadurch, daß sie außer an all diesen heißen Wünschen noch am Hunger nach Kunst leidet. Beide Mädchen leben in drückender Enge, jenes kostet die Qualen der Kleinstadt aus, dieses die Not der haltlosen Bohème. Clara Viebig, die in Düsseldorf aufwuchs und sich in Berlin zur Sängerin ausbildete, ehe sie ihren wahren Beruf erkannte, hat gewiß sehr viele der lebhaften und wohl gelungenen Gesellschaftsschilderungen dieser Bücher mit Herzensanteil nach eigenem Erleben gemalt. Und doch fehlt überall die Eigenart, und manchen anderen Verfassernamen könnte man sich auf dem Buchdeckel denken. Nur eine sachlich gehaltene Episode aus den „Rheinlandstöchtern“ — ein Kapitel aus dem Eifelhochland — weist auf die eigentliche Clara Viebig hin. Noch einmal zeichnete die Dichterin sich selber in ihrem Roman: „Es lebe die Kunst“, und